

Yves Patak

DER SCREENER

Teil 1

LESEPROBE

Impressum

Zweite, grundlegend überarbeitete Auflage

2018©Yves Patak

Alle Rechte beim Autor. Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm, elektronische oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer oder sonstiger Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Miladinka Milic – www.milagraphicartist.com

Lektorat: Thomas Hoffmann www.publi4all.de

Über den Autor

Yves Patak, Arzt und Schriftsteller, sieht sich als modernen Dr. Jekyll und Mister Hyde: Tagsüber psychologischer Berater und Hypnosetherapeut, schreibt er nachts über die dunklen Seiten der menschlichen Seele und das Unheimliche zwischen den Dimensionen.

Sein Haupt-Genre ist der Mystery Thriller.

Was leuchten will, muss sich verbrennen lassen.

Viktor Frankl

KAPITEL 1

Der Taucher

Hope Bay, Jamaika – Freitag, 14:22 Uhr

In vollkommener Einsamkeit schwebt der Taucher in einem zeitlosen Universum der Stille. Um ihn herum erstreckt sich die zwielichtige, von lautlosem Leben erfüllte Unendlichkeit des Karibischen Meeres. Desmond wirft einen Blick auf den Tiefenmesser an seinem Handgelenk. *Zweiundvierzig Meter.*

In der dämmrigen Tiefe hört er nichts außer seinem eigenen Atem, der in kleinen Luftblasen vor seiner Taucherbrille emporperlt. Für die Kreaturen dieser Welt ist Desmond so andersartig wie ein Außerirdischer. Die Fremdartigkeit des Unterwasserreichs ist ihm willkommen, eine Dimension der Stille, in der er es beinahe schafft, den Gedanken zu entfliehen, die ihn seit langem quälen.

Beinahe.

Mit ruhigen Flossenschlägen gleitet er durch das Reich des Schweigens. Schwerelos. Achtsam. Es ist, als hätte er das normale Leben auf dem Festland weit, weit hinter sich gelassen, und das ist gut. Seit der Scheidung vor knapp einem Jahr hat sich eine lähmende Trostlosigkeit in sein Leben geschlichen, und all sein professionelles Wissen als Psychologe hilft ihm nicht, den grauen Schleier von seinem Gemüt zu vertreiben. Die unendliche Weite des Meeres aber ist für ihn wie eine Droge, ein exotisches Schmerzmittel gegen das stetig zunehmende Gefühl der Sinnlosigkeit.

Ihm ist bewusst, dass es Irrsinn ist, den Tauchgang allein durchzuführen. Doch das Bedürfnis nach der völligen Abgeschlossenheit war einfach unwiderstehlich, eine Versuchung, ein Nervenkitzel, der ihn von seinem Trübsinn ablenken sollte.

Erstaunt bemerkt Desmond, dass er sich, ganz in Gedanken, weit von dem Korallenriff entfernt hat, das ihm als Wegweiser diente. Mit einem ruhigen Flossenschlag dreht er sich um, um zum Riff zurückzuschwimmen – und erstarrt. Wie ein plötzlicher Temperatursturz im Wasser kommt es über ihn ... das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden. Alarmiert schaut er sich um, jede ruckartige Bewegung vermeidend.

Ein Zackenbarsch schwimmt an ihm vorbei, die dicken Lippen missbilligend nach unten gezogen. Eine Blase, wahrscheinlich tote Qualle schwebt wenige Meter neben ihm – sonst nichts. Kein

Lebewesen. Und doch schlägt sein Instinkt Alarm.

Etwas ... etwas belauert mich!

Waagrecht schwebend verharrt Desmond, späht in das vom Plankton getrübt Wasser. Ganz langsam dreht er sich in eine aufrechte Position, um sich besser um die eigene Achse bewegen zu können. Aus dem Augenwinkel sieht er einen Schatten.

Einen *riesigen* Schatten.

Seine Muskeln spannen sich an. Seine Augen suchen die schemenhafte Gestalt, die sich wie absichtlich außerhalb seines Gesichtsfelds zu bewegen scheint. Während Sekunden ist da wieder nichts als das hohle Rauschen seines Atems, das diesige Zwielflicht der Tiefe – und dann sieht er ihn.

Der Hammerhai ist ein Koloss.

Wie ein Dämon steigt das graue Tier aus dem Abgrund des Ozeans. Ein grotesker Kopf, ein stromlinienförmiger Riesenleib. Angst ergreift Desmond. Das harte Pochen in seiner Brust erfüllt die Stille um ihn herum.

Ruhig durchatmen. Das ist nicht dein erster Hai.

Er kennt sich mit den Kreaturen des Meeres gut genug aus, um zu wissen, dass dieser Hai von der Größe her ein harmloser Walhai sein müsste. Doch der hammerförmige Kopf lässt keinen Zweifel, dass es sich hier um alles andere als einen harmlosen Planktonfresser handelt.

Eine Mutation ... Diese Bestie ist mindestens zwölf Meter lang!

Gleichgültig zieht der Riesenhai an Desmond vorbei. Nach wenigen Metern scheint er es sich jedoch anders zu überlegen, zieht eine geschmeidige Kurve und beginnt, den Taucher mit trügerischer Ruhe zu umkreisen. Desmond weiß, dass die Sensoren im hässlichen, seitlich ausladenden Kopf und im Seitenlinienorgan des Hais ihn so präzise erfassen wie ein Radarsystem. Die leblosen Augen des Hais beobachten ihn unablässig.

Desmond wird es kalt ums Herz. Langsam rotiert er um die eigene Achse, um den Hai im Auge zu behalten.

Er darf mich nicht im toten Winkel erwischen.

Trotz der Idee, diesmal alleine zu tauchen, ist Desmond ein erfahrener Taucher. Er weiß, dass Hammerhaie gelegentlich Menschen angreifen, wobei es sich dabei meistens um Verwechslungen handelt.

Besorgniserregend ist nur, dass Hammerhaie im Gegensatz zu anderen Haien eine ziemlich hohe Quote an Verwechslungen verbuchen. *Und dieses Monster könnte drei von meinem Kaliber zum Frühstück verzehren.*

Erst jetzt wird ihm richtig bewusst, wie mutterseelenallein er ist. Allein mit dem Hai, wie im Showdown eines Westerns. Die beiden Jamaikaner,

die für das kleine Tauchgeschäft Scuba Paradise arbeiten, haben ihn für ein bescheidenes Aufgeld zu dem abgelegenen, vom Tourismus weitgehend verschonten Korallenriff hinausgefahren. Irgendwo weit über ihm dümpeln sie wohl in ihrem Kutter vor sich hin und rauchen Ganja, um sich die Zeit zu vertreiben – nicht ahnend, in welcher Notlage sich ihr Kunde befindet.

Desmond lässt den Hai keine Sekunde aus den Augen. Er überlegt, ob er ein vorsichtiges Auftauchmanöver einleiten soll. Bei seinen früheren Tauchgängen ist er schon etliche Male Haien begegnet, die meisten davon eher kleine Exemplare – Ammenhaie, Engelhaie, Tigerhaie – die an ihm vorbeigezogen waren, ohne ihn zu beachten. Doch dieser hier ist ... anders. Der erste Hai, der ihm Angst einjagt. Es ist nicht nur die Größe. Der missförmige Kopf weckt Erinnerungen an die Albträume seiner Kindheit, in denen ihn schreckliche Monster jagten.

Und dieser Hammerhai hier ist sicherlich der größte der Karibik – wenn nicht der ganzen Welt.

Das gemächliche Tempo des Hais strahlt Überlegenheit und grenzenloses Selbstvertrauen aus. Diese Kreatur hat keine Feinde, und allem Anschein nach ist ihr dies vollends bewusst. Der kalte Instinkt des Raubfisches scheint gepaart mit einer beunruhigenden Intelligenz.

Unsinn, versucht Desmond sich selbst zu beschwichtigen. Dieser Moloch von einem Hai ist einfach ein Irrtum der Natur. Keine Spur von höherer Intelligenz!

Immer noch hofft er darauf, dass der Hai ihn aus reiner Neugier umkreist. Jede Sekunde würde der spitzzahnige Jäger das Interesse am reglos schwebenden Taucher verlieren und in der Unendlichkeit des Ozeans verschwinden. Doch die Umkreisungen des Hais werden enger.

Zentimeter um Zentimeter. Beinahe unmerklich. Als wolle er sein Opfer einlullen. Obschon sich Desmond ermahnt, ruhig zu bleiben, werden seine Atemzüge schneller, sein Puls beschleunigt sich.

Was kann ich tun, falls dieses Ungeheuer tatsächlich angreift?

Nichts. Gar nichts.

Ein blaugelber Doktorfisch zieht gemächlich vorbei, als kümmern ihn der Hai und der Taucher nicht im Mindesten. Das Meer um Desmond herum ist merkwürdig dunkel geworden, und er fragt sich flüchtig, ob über der Meeresoberfläche Wolken aufgezogen sind. Erst jetzt fällt ihm auf, dass er den Hai selbst nur noch verschwommen sieht – als verfügte dieser über eine unheimliche Macht, die Elemente für sich arbeiten zu lassen. Ein leiser Druck macht sich hinter Desmonds Stirn bemerkbar, und reflexartig führt er den Druckausgleich aus. Der Druck über den Augenbrauen bleibt unverändert. Die Luft aus der Sauerstoffflasche schmeckt kalt und metallisch.

Er fixiert den Hai.

Hau schon ab!

Sein Tauchermesser mit der knapp zwanzig Zentimeter langen Klinge würde wahrscheinlich an der silikonartigen Haut des Raubfisches abrutschen – falls er überhaupt zustechen könnte. Der Neoprenanzug hingegen, der ihn in dieser Tiefe vor übermäßiger Abkühlung bewahrt, ist für die messerscharfen Zähne des Ungetüms kein Hindernis ...

Aber kampflös kriegst du mich nicht!

Desmond versucht, sich auf das Undenkbare einzustellen. Die Vorstellung eines Unterwasserkampfes mit diesem Untier ist absurd – und dennoch wird diese Aussicht mit jeder Sekunde realer. Er beißt die Zähne zusammen, während er sich im Takt mit dem Hai um die eigene Achse dreht.

Ganz ruhig ... keine hastigen Bewegungen.

Ist das Wasser kälter als noch eine halbe Stunde zuvor? Obwohl Desmonds Muskeln kampfbereit angespannt sind, sträuben sich die Haare auf seinen nackten Unterarmen. Er könnte schwören, dass die Temperatur um mindestens zehn Grad gefallen ist.

Unmöglich. Das sind nur die Nerven.

Der Hai scheint nur auf den einen Augenblick der Unaufmerksamkeit zu warten, um anzugreifen. Die sichelförmige Schwanzflosse schwingt in majestätischer Gelassenheit hin und her, während der gewaltige Leib geschmeidig durch das Wasser gleitet. Die seelenlosen Augen in dem hammerförmigen Kopf fixieren den Taucher unverwandt.

Der Druck in Desmonds Stirn wird stärker, doch er unterdrückt den Impuls, sich an die schmerzende Stelle fassen. Der Hai ist nun nahe, sehr nahe, und jede Bewegung könnte ihn zum Angriff reizen. So sachte wie möglich bewegt Desmond die Schwimmflossen und Arme, dreht sich um die eigene Achse. Seine Hoffnungen lösen sich in Nichts auf. Der Hai wird angreifen. Im Zeitlupentempo lässt Desmond seine Hand zum rechten Unterschenkel gleiten, wo das Tauchermesser befestigt ist. Behutsam löst er die Gummilasche über dem Griff und zieht die Klinge aus der Scheide. Ihm ist klar, dass er diesem gigantischen Raubtier mit seinem Tauchermesser keinen Eindruck machen wird, aber er ist entschlossen, seine Haut bis zum Letzten zu verteidigen.

Sobald er in Reichweite ist, ramme ich ihm das Messer bis zum Anschlag ins Auge.

Der Hai zieht seine Kreise stetig enger, die Augen ausdruckslos. Desmonds angespannte Muskeln beginnen zu zittern. Er bemerkt, wie er immer flacher atmet.

Durchatmen. Langsam und regelmäßig durchatmen. Wie ein Schattenboxer streckt er die linke Hand behutsam nach vorne aus,

während er in der rechten das Tauchermesser bereithält. Sobald der Hai sein spitzbezahntes Maul öffnet und nach ihm schnappt, wird er mit der Linken den hammerförmigen Kopf nach unten drücken und dem Tier mit der Rechten das Messer tief ins Auge stoßen – bis ins Hirn.

Enger und enger wird der Kreis des Hammerhais, und Desmond verharrt kampfbereit. Das Klopfen seines Herzens scheint in der Stille hier unten viel zu laut. Sein rechter Arm spannt sich, sein Atem fliegt. Plötzlich schießt der Riese von vorne auf ihn zu. Ohne nachzudenken stößt Desmond mit dem Messer zu – und trifft ins Leere. Der Hai hat wenige Zentimeter vor der Messerspitze angehalten. Bewegungslos schwebt er vor dem Taucher, ein Monster aus einer vergangenen Welt. Er fixiert Desmond, als wollte er sich sein Gesicht für alle Zeiten einprägen, die schwarzen Augen bohren sich tief in seine Seele ... und auf einmal explodiert der Schmerz in Desmonds Stirn, ein glühender Stahlnagel, der ihm direkt ins Gehirn gehämmert wird. Er stöhnt auf, und in der Tauchermaske hallt das Geräusch schaurig wider. Unwillkürlich fasst er sich an die Stirn, wobei ihm das Tauchermesser aus der Hand gleitet und in die undurchsichtige Tiefe hinabtrudelt. Tränen schießen ihm in die Augen. Wie durch einen Schleier sieht er, wie der Hai das Maul öffnet, als würde er zu ihm sprechen ... dann senkt er den Kopf, der riesenhafte Leib gleitet hinab in die unergründliche Finsternis und verschwindet. Fassungslos blickt Desmond ihm nach. Der Schmerz verliert seine Schärfe.

Ich lebe! denkt er benommen. *Er ist weg ... und ich lebe!*

Trotz der unsagbaren Erleichterung behält er die Stelle, wo der Hai verschwunden ist, noch einige Sekunden im Auge, späht umher, um sicherzugehen, dass der unheimliche Koloss keinen Überraschungsangriff von hinten plant.

Unvermittelt beginnt Desmond am ganzen Körper zu zittern. *Muss vom Adrenalin sein ...* Ihm wird schwindlig, als atme er Lachgas statt Sauerstoff. Reflexartig überprüft er seine Instrumente – und erstarrt. Der Zeiger des Barometers am Sauerstofftank steht auf Null! Hat er, während der Hai ihn umkreiste, hyperventiliert und dabei seinen gesamten Sauerstoffvorrat aufgebraucht? Mit aufkeimender Panik wird ihm klar, dass er aus vierzig Metern Tiefe einen Notaufstieg riskieren muss – ein selbstmörderisches Manöver! Die Caissonkrankheit hat unter Tauchern schon unzählige Opfer gefordert, und ihm schaudert beim Gedanken, was in den nächsten Sekunden in seinen Gefäßen, in seinem Gehirn passieren wird.

Aber er hat keine Wahl, er muss hinauf. Sofort. In wenigen Augenblicken würde er nur noch verzweifelt an einem Mundstück saugen, aus dem kein Sauerstoff mehr kommt. Auch die Notleine seiner

Schwimmweste darf er nicht ziehen, um schneller hinaufzukommen, da diese aus der Sauerstoffflasche gespeist wird und ihm die letzten paar Atemzüge rauben würde. Er wird sich ganz auf seine Muskelkraft verlassen müssen. Desmond nimmt einen letzten, tiefen Atemzug. Die Luft aus der Flasche schmeckt abgestanden und tot. Mit zwei raschen Griffen befreit er sich aus der Tarierveste und dem Bleigürtel und sieht, wie seine Ausrüstung in die Tiefe sinkt. Ohne kostbare Sekunden zu verlieren stößt er sich mit der Kraft der Verzweiflung aufwärts. So gleichmäßig wie möglich lässt er dabei die in seinen Lungen gespeicherte Luft ausströmen, um eine tödliche Überdehnung des Lungengewebes zu vermeiden. Gleichzeitig weiß er, dass dies ihm nicht viel nützen wird. Das Gas, das in seinem Blut zirkuliert, wird sich beim Aufstieg ausdehnen, seine Gefäße zum Platzen bringen ...

Mit kräftigen Flossenschlägen schießt er aufwärts. Das Wasser wird wärmer. Dünne Sonnenstrahlen lassen den Plankton aufblitzen.

Noch zwanzig Meter.

Seine Lungen schmerzen, verlangen nach Sauerstoff.

Es ist aussichtslos, flüstert eine innere Stimme. Du wirst die Oberfläche niemals lebend erreichen! Lass dich gehen. Es ist vorbei.

Vor seinen Augen tanzen weiße Funken.

Desmond beißt die Zähne zusammen, schwimmt schneller.

Ich kann es schaffen!

Durch die Wucht seiner Flossenschläge verbraucht Desmond das letzte Quäntchen Sauerstoff, und knappe zehn Meter unter der Oberfläche ist die Flasche leer. Seine Beine brennen wie Feuer, doch sie strampeln mechanisch weiter. Er weiß, dass er sich bereits eine gewaltige Sauerstoffschuld aufgeladen hatte, eine Schuld, die er wahrscheinlich nicht zurückzahlen kann. Alles Denken hört auf. Sein Körper ist ein Pfeil, der nur ein Ziel kennt. Hinauf. Ans Licht.

Über ihm, so nah und doch so fern, sieht er die unter der tropischen Sonne glitzernde Meeresoberfläche, ein hauchzarter Teppich aus glitzernden Brillanten. Ein Funkeln, das Leben bedeutet. Seine brennende Lunge ist leer, schreit nach Luft, nach Sauerstoff.

Schlagartig sind die Schmerzen da. Statt Blut scheint Salzsäure durch seine Adern zu pulsieren. Die Qualen sind unerträglich. Vor seinem inneren Auge erscheinen Bilder, wie kleine Bläschen von Stickstoff, Sauerstoff und Kohlendioxyd in seinen Kapillaren anschwellen, seine Blutbahnen verstopfen, wie Millionen von Körper- und Hirnzellen abzusterben beginnen.

Noch zwei Meter.

Desmonds Beine zittern unkontrolliert, gehorchen seinen verzweifelten Anstrengungen nicht mehr. Sein Körper gleitet nur noch durch den

Antrieb seines bisherigen Tempos empor, wird langsamer.

Noch einen Meter ...

Sein Kopf stößt durch die Meeresoberfläche. Er reißt den Mund auf, schnappt nach Luft. Der erste Atemzug ist ein flammendes Schwert in seiner Brust. Sein Kopf scheint zu platzen. Die grelle Tropensonne brennt sich in seine Netzhaut, und die Welt explodiert in einem Feuerball von Schmerzen. Das Letzte, was er wahrnimmt, ist ein Schrei. Dann lassen die Schmerzen nach und er sinkt in eine alles betäubende Finsternis.

Strudel

Greenwich Village, Manhattan – Samstag, 2:17 Uhr

Stöhnend erwacht Jean Madley aus ihrem Traum und kämpft sich in eine sitzende Stellung, ringt nach Luft. Ihr blondes Haar ist schweißnass, der Raum um sie stockdunkel.

Ich ersticke!

Sie wirft den Kopf in den Nacken und drückt die Brust weit nach vorne. Ihre Hand tastet nach dem Schalter der Nachttischlampe, knipst das Licht an. Geblendet und verwirrt schaut Jean sich um. Sie ist in ihrem Bett, in ihrem Schlafzimmer. Ihre Brust hebt und senkt sich viel zu schnell, der Atem fliegt. Gedämpft dringt der nächtliche Verkehrslärm durch das offene Fenster in ihre Wohnung.

Hab ich im Schlaf die Luft angehalten? denkt sie verstört. Hab ich geträumt?

Ja, da war etwas ... doch die Bilder verstecken sich im blinden Winkel ihres Bewusstseins.

Strudel, sinnt sie schlaftrunken. Sie fährt sich mit den Händen durch das wellige Haar. *Ein schwarzer Strudel ...*

Sie zieht die Beine hoch, legt das Kinn auf die Knie und denkt nach. Ihr Kopf fühlt sich flau an, sie hat Mühe, sich zu konzentrieren. Sie versucht, sich zu erinnern, doch der Traum zerrinnt wie Sand zwischen Fingern, bevor sie ihn greifen kann. Sie schaut auf das Waterhouse-Gemälde an der Wand, auf dem eine anmutige Meerjungfrau sich das lange, braune Haar kämmt.

War da eine Wüste ...?

Jean versucht krampfhaft, sich zu erinnern, doch der Traum ist weg. Matt sinkt sie auf das Kissen zurück.

Ja ... eine Wüste ...

Allmählich gleitet sie wieder in einen unruhigen Halbschlaf, und der Traum kehrt zurück.

Des!

Ja ... von Desmond hat sie geträumt! Der Traum beginnt von Neuem, als hätte jemand eine Videokassette zurückgespult. Im Traum wandert Jean durch eine schwarze Wüste. Eine fahle, erlöschende Sonne schwebt über dem Horizont. In der Ferne erblickt sie eine hochgewachsene, einsame Gestalt, und trotz der Entfernung ist da kein Zweifel, um wen es sich handelt.

Des!

Die Bilder sind von unheimlicher Klarheit, die Stimmung unheilschwanger. Desmonds dunkles Haar weht in der Brise. Er trägt verblichene Jeans, die Hosenbeine bis unter die Knie aufgerollt, dazu das inzwischen ziemlich verschlissene Leinenhemd, das sie ihm zum vierzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Ein Hauch von Wehmut überfällt sie. *Immer noch sein Lieblingshemd, auch wenn es an den Nähten schon fast auseinanderfällt.*

Eine düstere Vorahnung schnürt ihr das Herz ein.

Ich muss ihn warnen! Aber vor was?

Sie möchte schneller gehen, möchte zu ihm, doch im nachgiebigen Sand sinken ihre Füße ein wie in einem Sumpf. So sehr sie sich anstrengt, sie kommt kaum vom Fleck. Sie hat die Sehschärfe eines Adlers, kann trotz der Entfernung alles mit unerbittlicher Deutlichkeit sehen.

Da ... da drüben ist etwas!

Hilflos muss sie zusehen, wie Desmond sich auf den Rand eines schwarzen Strudels von riesigem Ausmaß zubewegt. Aus der Ferne wirkt es, als bestünde der Wirbel aus verflüssigtem Wüstensand. Desmonds Gesichtszüge sind trotz des fahlen Lichts der Wüstensonne überdeutlich zu erkennen. Er sieht müde aus. Müde und verstört. Die dichten Augenbrauen über den stets grüblerischen Augen sind in höchster Konzentration zusammengezogen, die Nase von der Sonne leicht gerötet. Dunkle Augenringe und die graumelierten Bartstoppeln sprechen von zahllosen schlaflosen Nächten.

Gedankenverloren bleibt Desmond vor dem Strudel stehen, als wüsste er nicht weiter, und – schlimmer noch – als könnte er den Abgrund zu seinen Füßen gar nicht sehen.

Bleib stehen! ruft Jean, doch die Wüstenluft scheint ihre Stimme zu schlucken. Panik überfällt sie. Sie muss ihn warnen, irgendwie! Wie im Gebet hebt Desmond die Hände vor die Brust und beginnt, die Handflächen langsam aneinander zu reiben. Falls Jean noch den leisesten Zweifel hegte, dass sie diese beklemmende Szene tatsächlich erlebt und

es Desmond ist, der nur einen Schritt entfernt vor dem schwarzen Schlund steht, so lösen sich diese jetzt in Luft auf: Das Händereiben ist *seine* Geste! Die Geste, die ihn kennzeichnet, wenn er in Gedanken versunken ist.

Jean Augen wandern über den rotierenden Wirbel, und ihr Atem stockt. Ein gigantischer, dunkelhäutiger Arm schiebt sich aus dem Strudel!

Des! schreit Jean erneut, doch auch dieses Wort bleibt unhörbar.

Desmond sieht den Arm nicht, der auf ihn zu kriecht. Mit gefurchter Stirn blickt er über den Krater hinweg zum Horizont, als suchte er dort die Lösung für ein ihn quälendes Problem. Einer schwarzen Spinne ähnlich krabbelt die Hand die steile Wand des Strudels empor ... und schießt dann plötzlich nach oben, packt Desmonds Bein. Erschrocken versucht er, sich loszureißen, sich vom Strudel abzuwenden – und seine Augen finden Jean.

Erstaunt blickt er zu ihr, seine Lippen formen ihren Namen.

Er kann mich sehen, denkt Jean freudig und verzweifelt zugleich. Sie verdoppelt ihre Anstrengung, versucht, zu ihm zu rennen, aber mit jedem Schritt versinken ihre Beine tiefer im Sand. Hilflos muss sie mit ansehen, wie die Riesenhand Desmond in die unergründliche Tiefe reißt.

Des!

In stummer Verzweiflung sieht sie ihn im Strudel verschwinden ... dann öffnet sich der Sand unter ihren Füßen. Gierige, sandige Hände packen sie an den Fesseln, reißen auch sie in eine lichtlose Unterwelt.

Wie eine rasende Kette von umstürzenden Dominosteinen jagt der Traum durch die Synapsen ihres Gehirns – und geht verloren.

Als Jean Madley am nächsten Morgen erwacht, kann sie sich nicht erinnern, geträumt zu haben. Wenig später geht sie mit einem Glas Orangensaft in ihr Atelier hinüber, setzt sich vor die Staffelei und überlegt, was sie malen soll.

Sie denkt an das Meer.

Zweites Leben

UWI Hospital, Jamaika – Montag, 9:57 Uhr

„Kein Witz, Doctor Branday. Ich wollte gerade den Infusionsbeutel wechseln, und plötzlich fängt das EEG an wie wild auszuschnappen.“

Wie eine sanfte Berührung dringt die rauchige Frauenstimme in Desmonds Bewusstsein. Er öffnet die Augen einen winzigen Spalt – und schließt sie stöhnend wieder. Die Welt ist unerträglich grell. In der

halben Sekunde glaubte er, zwei schemenhafte Gestalten zu sehen, die sich über ihn beugten. Sein Körper fühlt sich an, als wäre ein Panzer darübergefahren und hätte jeden Knochen zermalmt. Sein Kopf pocht wie ein Pressluftbohrer. Zähneknirschend versucht er, in das erlösende Reich der Ohnmacht zurückzugleiten, doch der hämmernde, kochende Schmerz will es nicht zulassen. Jemand fasst sein Handgelenk und tastet nach seinem Puls.

„Können Sie mich hören?“

Wie durch Watte dringt die sonore Männerstimme an Desmonds Ohr.

Die Stimme ist angenehm. Warm.

Dieser Akzent ... Jamaikanisch? Das Denken fällt ihm unendlich schwer, als wären seine Gehirnwindungen mit Melasse verklebt. Er versucht zu sprechen, doch statt ‚wo bin ich?‘ hört er ein unverständliches „Bnnn...“ Seine Stimmbänder fühlen sich verätzt an. Er räuspert sich und versucht es erneut.

„Bin ... bin ich in einem Krankenhaus?“

„Yeah–maan! Ein Punkt für unseren jungen Kandidaten! Und es kommt noch besser: Sie sind am Leben!“ Die vertrauenserweckende Stimme mit dem jamaikanischen Akzent klingt ehrlich erfreut. „Ich bin Dr. Charles Branday. Leitender Arzt Chirurgie und Intensivstation. Ich war in den letzten drei Tagen für Sie zuständig. Ehrlich gesagt habe ich nicht erwartet, Sie jemals bei Bewusstsein zu erleben.“

„Was ... was is‘ passiert? Ich kann meine Augen kaum öffnen ... alles ist so hell.“

„Keine Sorge, Mann! Ihre Augen sind in Ordnung. Eine gewisse Lichtempfindlichkeit ist ganz normal, wenn man der Netzhaut drei Tage lang kein Futter gibt. Ich mach mir eher Sorgen um Ihren Kopf. Wie fühlen Sie sich?“

„Ganz gut ... bis auf die rasenden Schmerzen.“

„Ihr Humor ist bei Ihrer Schatzsuche offenbar nicht verloren gegangen! Gefällt mir!“ Das Lachen des Jamaikaners klingt jugendlich, beinahe jungenhaft.

„Schatzsuche?“ fragt Desmond verwirrt.

Branday geht nicht auf die Frage ein.

„Was meinen Sie, Sportsfreund – sind Sie stabil genug, um Tacheles zu reden, oder möchten Sie Ihrem ramponierten Körper noch etwas Ruhe gönnen?“

„Erzählen Sie, Doc.“ Desmond verzieht das Gesicht. „Lenken Sie mich mit Ihrer Hiobsbotschaft von diesen Höllenschmerzen ab.“

Wieder erklingt das ansteckende Lachen des Jamaikaners. Desmond hörte es gerne. Es lässt ihn beinahe vergessen, dass er sich in einem Krankenbett befindet – und keine Ahnung hat, wie es um ihn steht.

„Sie sind gut, Mann! Ich mag Leute, denen das Lachen auch dann nicht vergeht, wenn Sie sich in den Klauen der Ärzte befinden! Irie maan!“

„Sie sind ... Jamaikaner?“

„Mit Herz und Seele.“

Desmond versucht zu verstehen. Ein Jamaikaner? Wo um Himmels willen ist er bloß? Er kann sich nicht erinnern, nach Jamaika geflogen zu sein.

„Schießen Sie los, Doc. Was ist mit mir passiert?“

Die kurze Pause, die entsteht, ist alles andere als beruhigend. *Schlimmer, als ich dachte ...?*

„Sie hatten einen Tauchunfall.“ Branday klingt auf einmal sachlich, seine fröhliche Art wie weggeblasen. Er spricht mit der beruhigenden Stimme eines Mannes, der es gewohnt ist schlechte Nachrichten zu überbringen und das Beste daraus zu machen.

„Sie waren einige Minuten lang hirntot, Desmond. Danach lagen Sie drei Tage im Koma. Ehrlich gesagt ist es erstaunlich, dass Sie aus diesem Koma wieder erwacht sind. Und ein medizinisches Wunder, dass Sie überhaupt noch denken und sprechen können.“

Desmond strengt sich an, die Worte des Arztes zu verarbeiten. Durch den Panzer seiner Kopfschmerzen ist das Denken ermüdender als jede körperliche Anstrengung.

Tauchunfall? Hirntot? Koma?

Er versucht, seine wirren Gedanken zu ordnen. *Ich kann mich an nichts erinnern. An gar nichts!* Obwohl er nichts sehen kann, weiß er mit Sicherheit, dass dies kein Traum ist. Dafür sind allein die Schmerzen zu intensiv.

Er beißt auf die Zähne, versucht nochmals, die Augen zu öffnen – nur einen Schlitz weit. Das grelle Licht ist brutal, brennt sich in sein Gehirn ein. Ganz allmählich passen sich seine Pupillen der Helligkeit an und verengen sich. Schemenhaft kann er einen Mann neben seinem Bett erkennen. Vorsichtig blinzelt Desmond zu ihm hinauf. Ein kräftig gebauter Mulatte in einem weißen Bush-Jacket. Etwa fünfzig, kaffeebraune Augen, kurz geschnittenes, krauses Haar, an den Schläfen ergrauend. Ein gepflegter Kinnbart.

Desmond will sich die schmerzenden Augen reiben und bemerkt, dass eine Kanüle in seinem Handrücken steckt. Verwirrt schaut er auf den Infusionsschlauch und lässt die Hand langsam wieder sinken. Vorsichtig bewegt er seine Finger. Erleichtert bemerkt er, dass sie ihm gehorchen.

„Erlauben Sie?“

Ohne auf eine Antwort zu warten setzt sich Dr. Branday neben ihn an den Bettrand. Eine hübsche, dunkelhäutige Krankenschwester steht auf der anderen Seite und überprüft den Pegel der Kochsalzlösung, die in

Desmonds Vene tropft. Der Arzt schaut zu der jungen Frau.

„Tabetha, lassen Sie bitte Elektrolyte, CK und das Kreatinin nochmals überprüfen. Wenn alles normal ist, können wir die Infusion heute Nachmittag entfernen.“ Er wendet sich wieder Desmond zu. „Ihre Tauchkollegen von Scuba Paradise haben Sie aus dem Wasser gefischt – gerade noch rechtzeitig bevor Sie über den Jordan gehen konnten. Offenbar haben Sie aus irgendeinem Grund einen Notaufstieg durchgeführt. Laut Ihrem Tauchmonitor aus zweiundvierzig Metern Tiefe. *Allein*.“ Branday fixiert Desmond mit vorwurfsvollem Blick.

„Warum zum Henker gehen Sie alleine tauchen? Ich selbst bin zwar kein Taucher, aber ich wage zu behaupten, dass man lebensmüde sein muss, um alleine zu tauchen.“

Instinktiv setzt Desmond zu einer Erklärung an, öffnet den Mund – und schließt ihn wieder. Fassungslos stellt er fest, dass er keinen Zugriff auf irgendwelche Erinnerungen hat. Als hätte jemand die Festplatte aus seinem Kopf entfernt. Nur sein Sprachzentrum scheint noch zu funktionieren. Er tappt im Dunklen einer erloschenen Lebensgeschichte, und der leere Raum des Vergessens wird mit jeder Sekunde unerträglicher.

„Doc, ich ... ich kann mich an nichts erinnern. Ich weiß nicht einmal, wie ich heiße!“

Noch während Desmond spricht, wird ihm die Tragweite seiner Worte bewusst. Alles ist weg. Sein Name, sein Beruf ... seine Existenz! Er erkennt, dass er mit Dr. Branday Englisch spricht, doch er hört an seinem eigenen Akzent, dass er nicht aus der gleichen Gegend kommt wie der Arzt. Er sieht auf seine Arme herunter. Er ist ein Weißer, was trotz seiner sonnengebräunten Haut nicht zu leugnen ist. Die Verzweiflung schmeckt wie bittere Galle.

„Ich habe alles vergessen! Verdammte Scheiße, ich ... ich weiß nichts mehr!“

Ruckartig versucht Desmond, sich im Bett aufzusetzen. Der Schmerz explodiert mit mörderischer Wucht in seinem Kopf, und er lässt sich ächzend auf das Kissen zurückfallen.

„Easy maan! Ganz ruhig.“ Branday legt ihm eine beruhigende Hand auf die Schulter.

„Soll ich ihm ein Beruhigungsmittel spritzen, Doctor?“ fragt die Krankenschwester.

„Ja, Tabetha, das wäre gut.“

„Nein!“ Noch einmal hebt Desmond seinen Kopf und lässt ihn wieder fallen. „Ich muss wissen, wer ich bin!“

In seiner Brust ballt sich eine stählerne Faust, die ihn zu ersticken droht. Er sieht, wie die Krankenschwester eine klare Flüssigkeit durch ein

Ventil im Infusionsschlauch spritzt, und sogleich wogt eine alles benebelnde Gleichgültigkeit über Desmond hinweg. Widerstandslos gleitet er zurück in das dunkle Reich, das er eben erst verlassen hatte ...

Mama Watta

Manhattan

Ein kalter Wintertag in Soho. Aus dem bleiernen Himmel über Manhattan schweben dicke Schneeflocken auf die seltsam lautlose Stadt herunter. Desmond betrachtet das geschnitzte Holzschild über der mit Schilfmatte bezogenen Türe.

Zulu Art Gallery

Er stößt die Tür auf. Das Scheppern von Kupferglöckchen erfüllt den Raum. Ein Duft von tropischem Holz und Räucherstäbchen weht ihm entgegen. In dem langgezogenen Raum herrscht das reinste Chaos. Mehrere eng nebeneinander stehende Regale präsentieren ein schwindelerregendes Kunterbunt von afrikanischen Puppen, Ritual-Trommeln, Halsketten, Götzenstatuen, Holzschalen und tausend anderen Gegenständen.

Desmond sucht nach etwas Hübschem aus dem Meer. Jean freut sich stets wie ein Kind über alles, was man am Strand oder im Meer finden kann. Vor allem bunte Muscheln haben es ihr angetan. Doch unter den anscheinend planlos ausgestellten Objekten auf den Regalen findet sich nichts dergleichen.

Kitsch und Plunder ... kaum der Ort, wo ich für Jean was finde.

Hinter einem Holztisch sitzt eine massige, schwarze Frau mit Lockenwicklern im ergrauenden Haar. Neben ihren geschwollenen Füßen surrt ein billiger Plastikventilator, dessen Luftzug ihren Rocksäum flattern lässt. Sie schaut kurz von ihrem Hochglanzmagazin hoch, wirft Desmond einen gleichgültigen Blick zu und vertieft sich wieder in ihre Lektüre.

Tolle Kundenbetreuung, denkt Desmond missmutig. Versetzt einen nicht gerade in Kaufrausch.

Vorsichtig bewegt er sich zwischen zwei hohen Regalen hindurch. Er will eine kurze Runde durch den Ramschladen machen, einen flüchtigen Blick auf das Angebot werfen – man weiß ja nie, ob nicht doch etwas Interessantes dabei ist – und dann nach Hause fahren. Zu Jean.

Gerade als er das Ende des engen Korridors erreicht, streift sein Ellbogen etwas im Regal. Hinter sich hört er das Klirren eines zerbrechenden

Objektes und zuckt zusammen. Er dreht sich um und betrachtet den schwarzbraunen Scherbenhaufen. *Altehrwürdige Tonvase? Antike Terrakotta-Figur?* Schnell wirft er durch die Regale hindurch einen Blick zu der Verkäuferin – oder ist es die Inhaberin? – hinüber. Von seinem Standpunkt aus kann er sie nicht sehen, aber er ist sich gewiss, dass sie den Lärm gehört hat. Innerlich wappnet er sich gegen die drohende Schimpf- und Jammertirade der Frau. Vermutlich wird sie darauf bestehen, dass das Kunstwerk eine Rarität aus Schwarzafrika war, ein unersetzliches Unikat, oder ihr ‚Lieblingsstück‘.

Schicksalsergeben bückt sich Desmond zu dem zerbrochenen Objekt. Die schwarz bemalte Tonfigur liegt in drei Teile zerbrochen auf dem staubigen Holzboden. Er streckt die Hand aus, um sie aufzuheben – und hält abrupt inne. Ein unerklärlicher Instinkt heißt ihn, die Bruchstücke nicht zu berühren.

„Mama Watta!“

Desmond fährt herum. Hinter ihm steht die Schwarze mit den Lockenwicklern und starrt auf die zerbrochene Figur. In ihrem Gesicht ist keine Spur von Gleichgültigkeit mehr zu sehen, vielmehr spiegelt sich blankes Entsetzen darin.

„Tut mir schrecklich leid“, murmelt Desmond während er aufsteht. Die Sache ist ihm peinlich, und er wünscht sich nichts sehnlicher, als den vermaledeiten Laden so schnell wie möglich zu verlassen. Selbst wenn er sich dafür freikaufen muss.

„Mama Watta!“ jammert die fettleibige Frau erneut und klatscht sich mit einer theatralischen Geste die Hände auf die Wangen. Dann geht sie ächzend in die Hocke um sich den Schaden aus der Nähe zu betrachten. Etwas ratlos steht Desmond neben ihr und blickt auf die Scherben hinunter. Erst jetzt erkennt er, dass es sich bei der Figur um das Abbild einer Frau handelt. In seinem Kopf fügt er die Teile so gut es geht zusammen.

Eine dunkelhäutige Frau mit einem Fischeschwanz. Ein unangenehmes Déjà-vu befällt ihn. Eine schwarze Meerjungfrau ... warum kommt mir die Figur bloß so bekannt vor?

Er wendet sich besänftigend an die Frau.

„Mama Watta?“

Er hat keine Ahnung, was diese Worte bedeuten. Mit leicht zitternden Händen hebt die Frau die Bruchstücke auf. In ihren Augen glänzt abergläubische Furcht.

„Du machen kaputt Statue von Mama Watta.“ Die Frau hat einen kreolischen Akzent. Ihr Tonfall gibt deutlich zu verstehen, dass Desmond ein kaum zu sühnendes Sakrileg begangen hat.

„Statue von Yemaya!“ schimpft die Frau. „Kaputt! Großes Unglück!“

Als trüge sie die Leiche eines Kindes zu Grabe, bringt sie die Scherben zu ihrem improvisierten Schreibtisch und legt die Bruchstücke behutsam auf die Holzfläche. Desmond folgt ihr.

„Tut mir wirklich leid.“

Er versucht, die offensichtlich verletzten Gefühle der Frau zu respektieren, obwohl ihm ihre Reaktion übertrieben dramatisch erscheint. Trotzdem sagt ihm sein Bauchgefühl, dass ihr Verhalten keine Mache ist, kein Schauspiel mit dem einzigen Zweck, den Preis der zerbrochenen Statue in die Höhe zu treiben.

Erschöpft lässt sich die Frau auf den Stuhl fallen und faltet die Hände vor den tönernen Fragmenten.

„Vanyan Yemaya, mwen mande padon!“ murmelt sie, während sie mit dem Oberkörper vor- und zurückschaukelt. Tränen rinnen ihr über die Wangen. Betreten schaut Desmond dem Ritual zu.

Unvermittelt hebt die Frau den Kopf, die Augen feindselig auf Desmond gerichtet.

„Geh!“ zischt sie. „Raus!“

Perplex schaut er sie an. „Ma’am, ich möchte Sie gerne entschädigen.

Was kostet die –“

„Non!“ Das Schnauben eines wütenden Nilpferdes. „Raus! Raus! Ale!“

Sie erhebt sich mit beachtlicher Geschwindigkeit und macht einen bedrohlichen Schritt auf Desmond zu.

„Ale vou zan!“ faucht sie.

„Okay, okay!“ Er hebt beschwichtigend die Hände. „Ich geh’ ja schon!“

Eilig verlässt er die Zulu Art Gallery, das blecherne Scheppern der Glocken im Ohr – und bleibt wie vom Donner gerührt stehen.

Was zum Teufel ...?

Die Stadt um ihn herum ist ein Trümmerfeld. Wie verkohlte Finger ragen die Hochhäuser Sohos über menschenleere Straßen.

Das Ende der Welt, schießt es Desmond durch den Kopf. *Armageddon!*

Auf tauben Beinen geht er über die rissige Straße. Kälte umfängt ihn.

Das Echo seiner Schritte klingt hohl und fern, als wäre die Luft nicht mehr imstande, den Schall zu tragen. Ein rasch anschwellendes Rauschen lässt ihn herumfahren. Seine Augen weiten sich. Das Geräusch schwillt zu einem Dröhnen an, einem wütenden Tosen, das den Asphalt unter seinen Füßen erzittern lässt. Zwischen den Stahlgerippen zweier Wolkenkratzer türmt sich eine gigantische Wassermauer auf, eine alles vernichtende Springflut, die mit rasender Geschwindigkeit auf ihn zustürmt. Er schreit, doch sein Schrei geht im Getöse der Killerwelle unter. Gerade als die Welle sich todbringend vor ihm aufbäumt, sieht er hinter der spritzenden Gischt das gewaltige Gesicht einer schwarzen Frau, und das Gesicht ist schlimmer, so unendlich schlimmer als der

nahende Tod. Er schreit, schreit wie er noch nie geschrien hat ...

(Ende der Leseprobe)

Weiterlesen? Hier geht's zu

[Der Screener](#) ...

Weitere Bücher von Yves Patak:

www.PatakBooks.com